

Haben wir uns einen menschlichen Gott gemacht?*

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste zum Weihnachtsfest in Beuron,

die Geburt des Kindes im Stall, die wir heute feiern, rührt uns an. Sie scheint so etwas zutiefst *Menschliches* zu sein. Doch mich beunruhigt seit Jahren eine Frage: Warum fällt es auch ernsthaft suchenden Menschen so schwer, innerlich mitzugehen zur Krippe nach Betlehem? – Ein Beispiel soll die Frage verdeutlichen.

Viele singen in dieser Nacht gläubig:

Zu Betlehem geboren
ist uns ein Kindelein.
Das hab ich auserkoren,
sein eigen will ich sein.

Und in der dritten Strophe:

Dich *wahren Gott* ich finde
in *meinem Fleisch und Blut*,
darum ich fest mich binde
an dich, mein höchstes Gut

Friedrich Spee, 1637

Andererseits gibt es in unserer heutigen, naturwissenschaftlich geprägten Zeit – und welcher Mensch im Zeitalter der Computertechnik und der Raumfahrt, der Impfungen und der genveränderten Maissorten denkt nicht naturwissenschaftlich – so viele aufgeschlossene, suchende Menschen – keineswegs nur Naturwissenschaftler –, die sich zwar klar bekennen zu ihrem Glauben an den einen Schöpfergott. Doch ihnen ist es kaum möglich, an der Krippe vor diesem Jesuskind anbetend niederzuknien. Und da frage ich mich: Woran liegt das? Wie kann ich einem solchen Menschen von unseren Heiligen Schriften her erklären, warum mir das so wichtig ist? Wie kann ich ihnen dieses Geheimnis zugänglich machen? Wie kann ich ihnen sagen, wie gut es uns Menschen tut, wenn wir dankbar vor diesem Kind knien können? Unter diesem Gesichtspunkt habe ich unser Thema formuliert.

„Haben *wir* uns einen menschlichen Gott gemacht?“ – Die Frage will ich zuerst (I. Teil) von den alttestamentlichen (atl.) Schriften her beleuchten. Und die Antwort wird da, wenigstens teilweise lauten müssen: Ja, sie haben Gott vermenschlicht. – Dann gehen wir (II. Teil) zu den neutestamentlichen (ntl.) Texten über und vergleichen das Bild, das uns die Evangelisten zeichneten, mit Götterbildern bei anderen Völkern. Und gerade für das NT, so scheint mir, muss die Antwort im Wesentlichen – für viele sicher überraschend – lauten: Nein, das NT hat nicht „vermenschlicht“. – Die eigentlichen, entscheidenden Fragen

* Vortrag in Beuron am 24. Dezember 2009.

werden sich dann im letzten (III.) Teil stellen; beim Nachdenken wurde ich selber überrascht vom Ergebnis.

I. Das Gottesbild des Alten Testaments

Schon das Wort „Gottes-bild“ stößt uns auf die Schwierigkeiten: Offensichtlich können wir Menschen uns kaum etwas Unbildliches vorstellen. In den Zehn Geboten wird nun aber am Sinai dem Gottesvolk ausdrücklich gesagt: „Du sollst Dir *kein* Gottesbild machen“ (Ex 20,4). Das gilt zwar in erster Linie für Götterbilder, die gleichsam konkurrieren könnten mit dem einzigen wahren Gott Israels. Doch in anderen Texten wird das Volk auch eingeführt in das Geheimnis seines unsichtbaren Gottes: Dein allmächtiger Gott ist der Schöpfer des Himmels und der Erde, er ist ein einziger, er ist unvorstellbar, unfassbar und unbegreiflich, er ist nichts Anschauliches.

Doch dieser Gott greift sehr persönlich in die Geschichte seines Volkes ein. Er ruft den Abraham aus seiner Heimat heraus: „Der Herr sprach zu Abram: Zieh weg aus deinem Land ...“ (Gen 12,1). Und den viel späteren Nachkommen dieses Abrahams, die in Ägypten bei ihrer Sklavenarbeit klagen und stöhnen, gibt dann Gott etwas preis von sich selbst. „Gott blickte auf die Söhne Israels und gab sich ihnen zu erkennen“ (Ex 2,25). Darauf hin folgt die Schilderung, wie Mose, der in der Wüste Schafe weidet, plötzlich einen Brennenden Dornbusch sieht, der nicht verbrennt. Aus den Flammen hört er eine Stimme: „Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Da verhüllte Mose sein Angesicht; denn er fürchtete sich, *Gott anzuschauen*“ (Ex 3,6). Mose erhält den Auftrag, die Israeliten aus Ägypten zu führen. Jetzt fragt Mose die geheimnisvolle Stimme, wer denn mit ihm gesprochen habe; da geht es um den Namen dieses Gottes. Und Mose erhält die in der Geschichte der Menschheit einmalig dastehende Antwort: „Ich bin, der ‚Ich-bin-da‘. Und er (Gott) fuhr fort: So sollst du den Israeliten sagen: Der ‚Ich-bin-da‘ hat mich zu euch gesandt“ (Ex 3,14).

Geführt von der Macht dieses seines Herrn – die moderne Exegese nennt ihn JAHWE – , erreicht Israel dann den Berg Sinai. Dort schließt Gott seinen Bund mit dem Volk. Dabei begleiten Flammen, Donner und Blitze das göttliche Kommen, die Theophanie des Gottes Israels. Doch auch hier wird selbst dem Mose gesagt: „Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben“ (Ex 33,20). – Wie schwer diese Unsichtbarkeit Gottes auszuhalten war, können wir daran erkennen, dass sich die Israeliten gerade hier am Sinai, als Gott sich in seinen Geboten offenbarte, ein anderes, greifbares Gottesbild machen, das goldene Kalb, das Mose dann zerschlägt.

Etwa ein halbes Jahrtausend später ist der Prophet Elija auf der Suche nach diesem mächtigen, aber geheimnisvollen „Ich-bin“ und wandert wieder durch die Wüste zum Sinai. Dort erlebt er: Ein starker Sturm tobte. „Doch der Herr war nicht im Sturm. Nach dem Sturm kam ein Erdbeben. Doch der Herr war nicht im Erdbeben. Nach dem Beben kam ein Feuer. Doch der Herr war

nicht im Feuer. Nach dem Feuer kam ein sanftes, leises Säuseln. Als Elija es hörte, *verhüllte er sein Gesicht* in dem Mantel“ (1 Kön 19,11-13).

Trotz dieser eindrucksvollen Texte über den verborgenen, nicht anschaulichen Gott spricht Israel immer wieder ungeniert von Gott wie von einem irdischen Menschen. Diese Menschengestaltigkeit (oder Anthropomorphismus) Gottes führt in den Heiligen Schriften zu Aussagen, die von Gott sagen, er habe Augen, Ohren, Mund, Nase, Hände, Arme, Füße. Dieser Gott erhebt sich, er steht, er setzt sich, er bekleidet sich, er schläft, er erwacht, er schreitet, er fährt auf Wolken daher, er sieht und er schnaubt. Auch rein menschliche Gemütsbewegungen werden ihm zugeschrieben, so z.B. Zorn, Lachen, Spott, Hass, Vergessen, Reue, Widerwillen, Betörung, Eifersucht. Im Hinblick auf diese Schilderungen Gottes sprach ich oben davon, dass wir bei vielen atl. Texten die Frage: „Haben wir uns einen menschlichen Gott gemacht?“ mit „Ja“ beantworten müssen.

In einem kurzen Exkurs will ich auf eine Folge dieser Texte hinweisen, da sie manchen Menschen das Leben so schwer macht. Es handelt sich um das Bild des erzürnten Gottes über den Wolken, der dann strafend seine Blitze und Donner schickt. Die Folge dieser Vorstellung führt zu jener Angst, die nach jedem Unglücksfall gleich fragt: Was habe ich falsch gemacht? Wofür ist das die Strafe? – Es ist gar nicht so einfach, sich nach einem Schicksalsschlag frei zu machen von diesem allzu menschlichen Gottesbild, das gleich grübeln lässt: Womit habe ich Gott verärgert? Wofür bestraft er mich? – Zum mindesten für uns Christen müsste es eigentlich klar sein, obwohl wir es oft vergessen: Leiden, die über uns kommen, können auch eine Gnade sein. – Zurück zum Anthropomorphismus des AT.

Denn wir haben noch nicht die *Unterschiede* zu den Göttervorstellungen in der Umwelt Israels beachtet. Nicht alles, was zu einem normalen Menschen gehört, wird dem Gott Israels zugeschrieben. Nie wird bei Gott von „Herz und Nieren“ gesprochen, er dagegen erforscht unser Innerstes und prüft uns auf Herz und Nieren (z.B. Ps 7,10). Nirgends im AT wird Gott so sehr vermenschlicht, dass von Gottes Leber, Knochen, Fleisch, Blut, Magen oder Geschlechtsorganen die Rede ist – ganz im Unterschied zur Götterwelt Mesopotamiens.

Wie andersartig das biblische Gottesbild trotz aller Einflüsse der Umwelt ist, soll wenigstens ein Beispiel beleuchten.

Die Geschichte der Sintflut mit dem Bau der Arche durch Noach ist, wie wir heute wissen, fast wörtlich aus dem älteren, sumerischen Gilgamesch-Epos übernommen. Es ist uns überliefert auf einer um 2000 v.C. niedergeschriebenen Keilschrifttafel. In der Bibel lesen wir, wie Noach nach der Sintflut aus der Arche kommt, einen Altar errichtet und Brandopfer darbringt. Dann heißt es wörtlich: „*Der Herr roch* den beruhigenden Duft“ (Gen 8,21). Auf den ersten Blick sind wir bestürzt über diese Darstellung eines Gottes, der gern gebratenes Fleisch riecht. Doch wenn wir diesen Text mit der Keilschriftvorlage vergleichen, sehen wir, dass der biblische Text über seinen Gott doch ganz anders spricht. Denn im Keilschrifttext heißt es: „*Die Götter* aber rochen diesen Duft. Sie rochen dieses Opfers süße Düfte. Es scharten sich alsbald *den Fliegen*

gleich die heeren Götter um den Opferspender“.¹ Der *eine* Gott – das ist das Großartige; in keinem Schöpfungsmythos jener Zeit gibt es etwas Ähnliches. Wie in einem strahlenden Edelstein ist dieser besondere Gottesglaube des Volkes Israel zusammengefasst in dem „Schema“, den Gebetsworten, die bis heute jeder Jude täglich wiederholt: „Höre Israel, der Herr, unser Gott, einzig ist der Herr“ (Dtn 6,4).

II. Das Gottesbild des Neuen Testaments verglichen mit Gottesbildern anderer Völker.

Im II. Teil möchte ich zeigen: Das einzige gültige Bild des unsichtbaren Gottes ist Jesus Christus. Und gerade diese tragische und dann doch siegreiche Gestalt hat ganz bestimmt kein Mensch erfunden.

Doch zuvor eine Bemerkung zu einer heute gängigen Darstellungsweise des NT. Das AT, so heißt es jetzt auch bei manchen Neutestamentlern, bezeichne man besser als das „Erste Testament“. Folglich wird das NT zum „Zweiten Testament“. Und dieses Zweite Testament sehen sie dann analog zu „der Zweiten“, zur Mischnah, die im Judentum das Fundament des ganzen Talmud ist. Sie wurde geschaffen vom rabbinischen Judentum ab dem 2. Jh. nach Chr. und überdenkt „zum zweiten Mal“ die Schriften der Tora. – Dieser Vergleich ist irreführend. Die Frohbotschaft, das Evangelium von Jesus Christus, ist *die* große Neuheit. Sie überdenkt das Alte Testament nicht zum zweiten Mal, nein, das Alte ist vergangen. Es war eher ein vorausgeworfener Schatten der Hauptsache, die jetzt erst kommt. Selbst zwischen den vorchristlichen messianischen Erwartungen und der Wirklichkeit Jesus Christus besteht ein abgrundtiefer Bruch. Das Neue ist keine Ausdeutung der schon vorhandenen Heiligen Schriften, sondern jene Schriften bekommen ihren vollen Sinn in der Person Jesu Christi. Nach Jahrhunderten vager Hoffnungen ist plötzlich etwas ganz anderes, ein bestimmter, *historischer* Mensch da. Johannes der Täufer erkennt in der Menge am Jordan diesen unscheinbaren Jesus und sagt von ihm: „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt auf sich nimmt“ (Joh 1,29.36). Ich wiederhole: Zwischen den Schriften des AT und dem Evangelium verläuft ein tiefer Graben.

Mit dem Bekenntnis des Täufers stehen wir auch schon bei dem, was uns näher beschäftigen soll. Ein *solches* Gottesbild haben nämlich nicht wir Menschen gemacht. Im nachexilischen Judentum oder „Frühjudentum“ hatte sich niemand einen endzeitlichen „Gesalbten“ ausgedacht, der dem einfachen Menschen geglichen hätte, den Johannes mitten unter allen anderen erkannte. Seit den Handschriftenfunden vom Toten Meer wissen wir recht gut, welche Erwartungen von einem endzeitlichen Gesalbten im Frühjudentum lebendig waren. Vor allem zwei Ideale tauchen da auf: der Gesalbte aus dem Königshaus David, der kraftvoll das Land von Fremdvölkern befreit, oder der priesterliche Nachkomme Aarons, der als gerechter Priester in Jerusalem an die Stelle der

¹ Gilgamesch-Epos, XI. Tafel, in der Übersetzung von Hartmut Schmökel (Stuttgart 1966).

verweltlichten und mit den Römern paktierenden Sippschaft der Hohenpriester tritt. Jesus hat weder die eine noch die andere Hoffnung erfüllt.

Was aber erhofften sich andere Volker? Wie stellte man sich außerhalb des Judentums Gott oder mehrere Götter vor? – Bis heute sind uns die Namen der griechischen Götterwelt geläufig: Zeus, Hera, Apollon, Aphrodite, Hephaistos, Athene, Poseidon, Hermes und viele andere. Wir kennen sie vor allem durch die Schriften Homers. Und dort sind sie sofort als etwas erkennbar, was sich der Mensch gemacht hat, allerdings vor allem deshalb, weil sie ganz menschliche Schwächen und Laster haben. Schon im großen 5. Jh. der griechischen Kultur sieht Xenóphanes die Schwäche dieses Götterglaubens und schreibt sarkastisch: „Alles haben Homer und Hesiod den Göttern angehängt, was bei Menschen nur Schimpf und Tadel wäre: Stehlen und Ehebrechen und einander Betrügen. ... [So] wännen die Sterblichen, die Götter würden geboren und hätten Gewand und Stimme und Gestalt wie sie. Doch wenn die Ochsen und Rosse und Löwen Hände hätten und mit ihren Händen malen könnten und Werke bilden könnten wie die Menschen, so würden die Rosse rossähnliche, die Ochsen oxsenähnliche Göttergestalten malen und solche Körper bilden, wie jede Art gerade selbst ihre Form hätte. Die Äthiopier behaupten, ihre Götter seien stumpfnasig und schwarz, die Thraker, blauäugig und rothaarig.“² – So also sieht es, wenigstens nach Xenóphanes aus, wenn *wir* Menschen uns „Götter“ machen. – Sieht so der göttliche Mensch Jesus Christus aus? Jesus war ja gerade der, dem man keine Sünde vorwerfen konnte (vgl. Joh 8,46).

Wir wollen uns diese Götter Griechenlands noch in zwei Gedichten Goethes vor Augen stellen lassen. Im ersten werden die Götter für den stolzen Menschen überflüssig, im zweiten müssen sie von den machtlosen Menschen gefürchtet werden.

Johann Wolfgang v. Goethe greift den Mythos vom Titanen Prometheus auf. Dieser wollte mit List und Schlaueit die Herrschaft des Göttervaters Zeus stürzen. Er formte selbst aus Lehm und Ton Männer und Frauen. Und als ihr Wohltäter entwendete er dem Zeus das Feuer und brachte es seinen Menschen zusammen mit den geistigen Fähigkeiten, die ihre Kultur ausmachen. Goethe nun formt daraus in seinem Gedicht „Prometheus“ als Ideal den stolzen Menschen, der statt Gott zu verehren, sich selbst genug ist – denn der Gott, den er zu kennen meint, erscheint ihm prahlerisch und kindisch, wie die Anfangszeilen zeigen

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde

² Xenóphanes , 570-460 v.C., aus Kolophon bei Ephesus wirkte in Elea in Unteritalien. Zitiert nach NTAK Bd. 5, S. 32f.

Doch lassen stehn
Zum neuen Gott wird der prometheische Mensch, der sich selbst genügt, der selbst seine Zukunft gestaltet. Das spricht die Schlusstrophe so aus:

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich.

J. W. v. Goethe 1785

Wieder fragen wir: Sieht so der Gott aus, der sich uns in Jesus Christus als unser Vor-bild geoffenbart hat? – Jesus brauchte sich nicht stolz zu behaupten. Er weiß sich so eins mit dem unsichtbaren Vater, dass es geradezu seine Speise ist, den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt hat (vgl. Joh 4,34). Doch das ist bei ihm alles andere als feige Unterwürfigkeit; er ist sich bewusst, dass ihm gerade deshalb alle Macht im Himmel und auf der Erde gegeben ist (vgl. Mt 28,18).

Oft machten sich die Griechen auch Götter, die die Menschen zu fürchten haben, die ihnen Angst einjagen und gegen die sie machtlos sind. Als Beispiel für diese Sicht das zweite Gedicht von Goethe: das „Lied der Parzen“.³

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen.
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!

Und am Schluss – ich erinnerte mich an ihn, als zwischen den Gipfeln der Götterberge auf Kreta leichte Wolken aufstiegen:

Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber.
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

J. W. v. Goethe, in „Iphigenie“, ab 1779

Sieht so der Gott aus, den wir andeutungsweise im AT und dann voll in den Evangelien gezeigt bekommen? Im Gegenteil, er ist der Barmherzige und der Verzeihende. Bereits am Brennenden Dornbusch nennt dieser Gott seinen Namen „ich bin da“, wie wir im ersten Teil hörten – und dieses „ich bin (da)“ – griech. *Ego eimi* – greift Jesus immer wieder auf. Als seine Jünger voller Angst

³ „Parzen“ ist der römische Name für die griechischen drei Schicksalsgöttinnen, den Moiren.

sind in der Not des Seesturms, kommt er auf sie zu und sagt: „Ich bin (da). Fürchtet euch nicht!“ (Mk 6,50).

Wo sich Menschen Bilder von Gott machen, braucht der Blick nicht in die Höhe, in den Himmel, zu gehen. In Agrigent auf Sizilien, nahe beim Feuer speienden Vulkan Ätna, fürchteten sich die Menschen vor den unterirdischen Mächten, die in der Tiefe brodeln und die Erde erbeben lassen. Bis heute sind dort, nah bei den überirdischen Tempelbauten, auch in die Tiefe reichende Röhren zu sehen. Knapp einen Meter ragen diese alten Terrakotta-Röhren aus dem Boden. Zwei große Ohren am oberen Ende sprechen deutlich von der menschenähnlichen Vorstellung, welche die Bewohner von diesen Mächten der Tiefe hatten. Und wie wenig konnten sie diese Götter besänftigen! – Wir wollen nicht gleich an moderne Seismographen und Tsunami-Warnungen denken. Uns geht es hier um die Angst der Menschen vor einer göttlichen Macht, die sie sich so menschlich vorstellen, dass sie mit Opfern besänftigt werden können. – Jesus dagegen lehrt uns, wir bräuchten nicht so sehr um unser irdisches Leben besorgt zu sein. Das Suchen nach seinem Reich sei wichtiger. Wir sollten die Lilien des Feldes betrachten, die sich nicht ängstlich abmühen. (vgl. Mt 6,28-33).

Schließlich noch ein Beispiel für den menschlichen Versuch, sich statt vieler und launenhafter Götter einen einzigen, ganz guten Gott vorzustellen. Beim ägyptischen Sonnenkult, der oft in Reliefs dargestellt wurde, gehen von der Sonnenscheibe Arme aus, an deren Ende zarte Hände die Menschen streicheln. – Mein Großneffe bekam im Religionsunterricht diesen Sonnengott *Aton*, den der Pharao Amenophis IV. oder Echn-*aton* (1365-1347), verkündet und in einem „Sonnengesang“ verherrlicht hatte, so lebendig vorgetragen als einen monotheistischen Gott, dass er seinen Onkel fragte: Wenn beide behaupten, ihr Gott sei der einzige und der wahre Gott, wie kann man dann noch unterscheiden, ob der Gott des Brennenden Dornbuschs oder der Sonnengott Ägyptens der einzige und ganz gute Gott ist? – Im Religionsunterricht war offensichtlich versäumt worden, auf die Unterschiede hinzuweisen zwischen einem Sonnengott, der nur die gute Seite des Lebens abdeckt, das Böse und das Leid in der Welt aber ausblendet; und dieser *Aton* war überdies veränderlich und vergänglich. Schon der Nachfolger Echn-*Atons* entschied sich für die alte Verehrung des *Amun* und änderte folglich seinen Kindernamen Tut-anch-*Aton* zurück zu Tut-anch-*Amun*; die Schätze seines Grabes sind weltberühmt geworden.

Dieses Beispiel zeigt uns zweierlei: Einmal die – sehr nachfühlbare – Sehnsucht der Menschen nach einem ganz guten, strahlenden Gott, bei dem es Leid nicht gibt. Und zum anderen: Dass sich Menschen tatsächlich, so wie Echn-*aton* und Tut-anch-*Amun*, ihre Götter machen können, ganz so, wie sie es sich wünschen. – Wie ganz anders ist der Gott, der aus dem Brennenden Dornbusch spricht. Er *hat* sich um das Elend von Sklaven gekümmert. Sein geheimnisvoller Name „Ich bin, der ich bin“ wird allerdings erst von Jesus her voll verständlich. Jesus kümmerte sich um die Mühseligen und Beladenen, und

derselbe Jesus konnte im Prozess vor dem Hohenpriester von sich bekennen: *Ego eimi* – Ich bin dieser Ich bin (vgl. Mk 14,62).

Rückblickend erinnern wir uns kurz an unser Thema: „Haben wir uns einen menschlichen Gott gemacht?“ – Der I. Teil ergab: Die atl. Verfasser haben sich tatsächlich häufig ein Gottesbild gemacht, das nicht ganz frei ist von rein menschlichen Zügen. Doch ihr vermenschlichtes Gottesbild unterschied sich deutlich vom Polytheismus ihrer damaligen Umwelt.

Im II. Teil fragten wir: Was für einen anderen vermenschlichten Gott können sich denn Menschen, die nichts vom Gott der Bibel wissen, überhaupt ausdenken? Und wir haben das jeweils kurz mit Jesus als dem Bild Gottes verglichen. Als erstes Beispiel lernten wir den gar nicht mehr benötigten Gott kennen, den sich der stolze, prometheische Mensch ausdenkt. Und wir merkten, wie wenig das unserer menschlichen Wirklichkeit mit all ihren Nöten entspricht. – Dann hörten wir im „Lied der Parzen“ von Göttern, die der Mensch zu fürchten hat; denn sie stürzen ihn willkürlich in die Tiefe ohne sich weiter um ihn zu kümmern. – Dann begegneten wir Göttern, die tief in der Unterwelt walten, die Erdbeben und Vulkanausbrüche auslösen; diese Götter, die sich die Menschen am Fuß des Ätna ausgedacht hatten, sollten mit Opfern besänftigt werden. – Und schließlich hatte sich der ägyptische Pharao Echn-*Aton* einen einzigen, nur ganz gütigen Gott ausgedacht und im Bild der Sonne verehrt. Doch schon unter seinem Nachfolger wurde dieses so unehrlich idealisierende Gottesbild wieder aufgegeben.

Bei jedem dieser Beispiele hatte ein kurzer Seitenblick auf den Gott der Heiligen Schriften, der sich in Jesus offenbart, genügt, um zu ahnen, *wie wenig wir Menschen dazu fähig sind*, uns einen *solchen* Gott auszudenken: Einen Gott, der seine Schöpfung nicht nur erschafft und im Leben hält, sondern sie wirklich liebt. Und der überdies für jenes seiner Geschöpfe, das allein ihn ablehnen kann und ihn oft abgelehnt hat, – für uns Menschen, – der sich für dieses sein Geschöpf barmherzig erweist, es lehrt und heilt und sein Leben dafür hingibt.

Jetzt wäre es eigentlich angebracht, ausführlicher darzulegen, was alles im Leben dieses Gott-Menschen Jesus Christus jede menschliche Vorstellungskraft übersteigt. Auch die doch in vielem so begrenzten Evangelisten hätten sich niemals einen endzeitlichen Gesalbten ausdenken können, der, von einer ewigen Liebesmacht ausgehend, in Raum und Zeit unser schwaches menschliches Fleisch annimmt, und dann – für uns Menschen so schwer verständlich – im Einklang mit diesem „Vater“ den unmenschlichsten Tod erleiden soll, durch den er scheinbar sein Lebenswerk scheitern lässt. Und dieser gestorbene und begrabene Gott ist dann wenige Jahrzehnten später in der ganzen damaligen Welt in seinen „christlichen Gemeinden“ gegenwärtig, lebt in ihnen weiter und wirkt in ihnen.

Außerdem wäre jetzt nachzuweisen, dass die Historizität des Jesus von Nazaret unbezweifelbar ist. Doch davon sprach ich in diesem Festsaal vor zwei Jahren ausführlich.⁴

III. Das anstößige Menschenbild Gottes.

Statt dessen will ich im dritten Teil zurückkommen auf die mich beunruhigende Frage: Warum können viele moderne und sogar gläubige Menschen in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter nicht an einen im Menschen Jesus sichtbar gewordenen Gott glauben? – Wir sahen: Unmöglich ist es, das zu begründen mit der Annahme, *dieses* so menschliche Gottesbild hätten wir Menschen uns selbst erdacht – es ist so anders, so unerwartet, dass wir Menschen nie darauf gekommen wären. Und unmöglich ist es auch zu sagen: Diesen Jesus Christus hat es gar nicht gegeben. So will ich nun – statt noch weiter der Frage nachzugehen, ob *wir Menschen* uns einen menschlichen Gott gemacht haben, der Frage nach dem *Gottesbild* nachgehen, in dem ich die Perspektive umkehre. Deshalb habe ich diesen letzten Teil überschrieben: „Das Menschenbild Gottes“ – mehr noch: „Das *anstößige* Menschenbild Gottes“. Was meine ich damit? Wie bin ich dazu gekommen?

In unseren bisherigen Überlegungen sind wir auf etwas ganz Grundsätzliches gestoßen: Praktisch in allen Menschen findet sich irgendeine Ahnung oder Sehnsucht nach einem übernatürlichen oder transzendentem Wesen. Wir spüren, wenn wir den nächtlichen Sternenhimmel beobachten, dass es eine Ursache für das Bestehen einer so wunderbaren Ordnung geben muss. Wir, dieser *homo sapiens*, tragen in uns etwas Geheimnisvolles, wir sind unserer Natur nach irgendwie religiös, es entspricht unserem Wesen, zu staunen über die ständig neuen und immer größeren Erkenntnisse sowohl der Astronomen über die Ausdehnungen im Makrokosmos als auch über die bisher unbekanntes Zusammenhänge im Mikrokosmos, etwa in den Molekülen unseres Genoms. Ob das dann mit der Chiffre „Gott“ benannt wird oder mit „Erstursache“ oder mit „Weltvernunft“ ist nebensächlich.

Neben dieser – ich nenne es einmal so – allgemeinen Religiosität taucht nun noch etwas ganz anderes auf, nämlich etwas, das sich in Raum und Zeit ereignet hat. Mit diesen ganz nüchternen, historischen Tatsachen hat es unser Glaube an Jesus in erster Linie zu tun, also nicht mit religiösen Gefühlen – auch nicht an Weihnachten.

Und mit solchen simplen Tatsachen tun wir stolzen Menschen uns sehr schwer. Wir denken uns lieber aus, wie *wir* meinen, dass Gott sein sollte oder nicht sein dürfte, als dass wir ihn *so* nehmen, wie *er* sich uns zeigen wollte – Schon die Zeitgenossen Jesu taten sich schwer mit diesem Jesus, der so gar nicht ihren eigenen Messias-Erwartungen entsprach. Aber ob es uns passt oder nicht: *Gott ist so, wie er sich zeigt* [C. Vagaggini].

⁴ „Gelitten unter Pontius Pilatus“: <http://www.beitraege.erzabtei-beuron.de/download/20070406.pdf>

Wenigstens so viel können wir wohl einsehen. Wenn dieser Unbekannte sich überhaupt mit seiner Schöpfung, mit seinem Eigentum (vgl. Joh 1,11), einlassen will, so kann er das nur in Raum und Zeit tun; denn materielle Geschöpfe können rein Geistiges nicht erfassen. Und *wenn* er in Raum und Zeit eingehen will, dann muss das irgendwann und irgendwo geschehen. Er hat die Auswahl unter Milliarden von Lichtjahren und kann sich jeden beliebigen Stern oder Planeten als Ort auswählen. *Warum* er den und nicht jenen wählt, können wir nicht ergründen – und es mag uns vielleicht sogar ungerecht erscheinen. Aber *wenn* er sich zeigen will, *muss* er auswählen. Warum *dieses* Sonnensystem und in ihm dieser Blaue Planet Erde gewählt wurde, wissen wir nicht. Und *warum* er ein Geschöpf auf diesem Planeten entstehen ließ, das freiwillig gut oder böse sein kann, das sein Geschöpfsein dankbar annehmen, ja sogar seinen Schöpfer lieben kann, ein Geschöpf, das sich allerdings auch trotzig gegen ihn auflehnen kann, – wir wissen es nicht. Noch unbegreiflicher ist dann, dass er für seinen Plan nicht eine der großen Kulturen auswählte, sondern einfache Nomaden – in einem der umstrittensten Flecken unserer Erde, in Palästina. Und warum gerade dieses Volk der Hebräer? – Wir wissen es nicht. Aber irgendwo und irgendwann *muss* es sein, wenn er sich einem irdischen Geschöpf zeigen oder „offenbaren“ will.

Das bedeutet nun aber nicht, *der Mensch* sei von sich aus etwas Einzigartiges; intellektuelle Wesen oder Engel können auch in anderen Galaxien oder anderswie vorhanden sein. Einzigartig sind nicht wir, einzigartig ist die uns unergründbare Auswahl, die Gott getroffen hat. Wir haben also gehört: Gott ist absolut frei im *Wie*. Doch ohne *ein bestimmtes Wo und Wann geht das nicht*. Und so hat er zu diesen Menschen in seinem Auserwählten Land „viele Male und auf vielerlei Weise ... gesprochen durch die Propheten, in dieser Endzeit aber hat er zu uns gesprochen durch den Sohn“ – seinen Einzigem (vgl. Hebr 1,1f).

Noch etwas anderes können wir mit vernünftiger Sicherheit aussagen: Der ewige Gott ist seinem Wesen nach keinen Veränderungen unterworfen (vgl. Jak 1,17). Falsch wäre es also, sich vorzustellen: Gott schuf das Universum – wenn Sie wollen, durch einen Urknall. Dann wählte er ein bestimmtes Sonnensystem aus, dann einen Planeten und dann noch – mit einer gewissen göttlichen Laune – ein besonderes Geschöpf, dem er sich widmen wollte, den Menschen. Nein, bei Gott gibt es kein Vorher oder Nachher. Also gibt es bei ihm auch keine Zeit. – Nur nebenbei: Auch die moderne Physik streicht in ihren Formeln die Größe „t“ = *tempus*.

Zurück zum Wesentlichen, zu der entscheidenden Schlussfolgerung: *Wenn es bei Gott weder Veränderung noch Zeit gibt, dann gab es den Menschen schon immer in Gottes ewigem Heilsplan.*

Die atl. Texte, die wir im I. Teil kennen lernten, sprechen nicht umsonst vom Gebot Gottes an uns Menschen: Du sollst dir kein Gottesbild machen! Denn das wahre Bild Gottes war schon immer da. Ein im ganzen AT einzig dastehender Text setzt dieses Urbild voraus: „Lasst uns den Menschen machen

als unser Abbild, uns ähnlich. ... Gott schuf also den Menschen als sein Abbild, als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1,26f).

Als vorläufige Antwort auf unsere Frage: „Haben *wir* uns einen menschlichen Gott gemacht?“ können wir festhalten: Nein, nicht *wir*, sondern gerade umgekehrt: *Gott* hat den Menschen nach *seinem* Bild geschaffen. Das Abbild, wir Menschen, hat allerdings nur wenig von Gottes Eigenschaften. Doch haben wir etwas, was kein Tier hat: unser Selbstbewusstsein: Wir können daher zu einem anderen Menschen bewusst gut sein. Und gerade darin sind wir Abbild unseres Urbilds: Wir sind liebesfähig im Geben und im Empfangen.

Das vollkommene Bild des unsichtbaren, unendlichen Gottes ist dann aber der Mensch Jesus Christus. Deshalb habe ich diesen Schlussteil überschrieben: „Das anstößige Menschenbild Gottes“. Denn in dem Menschen Jesus Christus zeigt Gott sich *nicht* so, wie wir ihn erwarten. Selbst das Menschenbild Gottes ist anders, als wir Menschen es uns wünschen würden. Christus ist das Bild, griechisch die *Ikone* (vgl. 2 Kor 4,4; Kol 1,15) der unfassbaren Liebe. Jesus ist in seiner Person, in seinem Dasein, – auch ohne jedes mündliche Wort – *das* Wort Gottes an sein Geschöpf Mensch. Dieses Wort zeigt sich in der Tat, und diese Tat besteht darin, dass Gott unser menschliches Dasein teilt, dass er sich so „klein macht“ – „erniedrigt“, wie es in der Kirchensprache heißt – und mit uns lebt bis hin zu seinem Tod am Kreuz, einem Tod, der so grausam und unfassbar ist, dass es vielen schwer fallen mag, eine solche Liebe zu verstehen und sie anzunehmen.⁵ Ja, ein solches Menschenbild ist für uns „anstößig“. Und doch hängt in jedem Menschenleben alles davon ab, ob es verschlossen bleibt oder ob es sich öffnen kann für *dieses* Wort Gottes, in dem eine solche Liebe zu uns spricht.

Der Angelpunkt für all diese Ereignisse, über die wir Menschen, auch die größten Denker, nur staunen können, ist also einmal Christus, das ewige Menschen-Urbild in Gott, das von Anfang an in Gott da war! Und es ist dann die Menschwerdung Gottes oder seine Fleischwerdung, die Inkarnation – das Fest, das wir heute feiern und das weder sentimental noch romantisch ist.

Von diesem Wort, vom *Logos*, heißt es im Johannes-Prolog, den wir mehrmals in der Weihnachtsliturgie hören werden:

„Im Anfang war das Wort,
und das Wort war bei Gott
und das Wort war Gott“ (Joh 1,1).

Dann wird geschildert, wie durch diesen Logos alles geschaffen wurde, was je entstand – wir könnten deshalb in einem neuen Sinn sagen, alles wurde „logisch“, eben „durch den Logos“ erschaffen. Und danach folgt der schwindelerregende Vers:

⁵ Juden und Muslim lehnen bekanntlich einen solchen Gott ab. – Darauf hier weiter einzugehen, fehlt die Zeit.

„Und dieser Logos ist sogar Fleisch geworden
und hat unter uns gewohnt.
Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen,
die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater,
voll Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14).

Ich will schließen: Nicht wir armseligen Menschen haben uns einen solchen Gott erdacht. Er selbst, der Gott-Sohn, hat uns als Mensch gezeigt, wie er, Gott, eigentlich ist. Denn: „*Gott ist so, wie er sich zeigt*“. Mit seiner Menschwerdung und Geburt hat Jesus uns in einer vorher unvorstellbaren und für uns selbstsicheren Menschen anstößigen Weise enthüllt, wie Gottes Bild wirklich aussieht: die sich verschenkende Liebe, die uns zutiefst unruhig werden lässt nach unserem Ursprung und uns befähigt, den „Ich bin da“ zu lieben.

Die Kirchenväter sahen das so: Erst in der Gestalt Jesu Christi wird nicht nur die Schrift, sondern auch die ganze Schöpfung für uns Menschen sinn-voll. Und der hl. Ambrosius formuliert: *Christus omnia* – „Christus ist alles“. Ähnlich mahnt der hl. Benedikt in seiner Regel die Mönche, und Papst Benedikt XVI. ruft es allen Katholiken zu: „Christus überhaupt nichts vorziehen“ – *Christo omnino nihil praeponant!*

Das Kind in der Krippe anzubeten, bleibt ein Wagnis. Aber in *diesem ewigen Christus-Bild* hat Gott selbst uns den Grund gezeigt, warum gebildete Menschen auch im 21. Jh. dieses Wagnis – und zwar vernünftigerweise – eingehen dürfen: dankbar mitzusingen bei der dritten Strophe unseres Weihnachtslieds „Zu Bethlehem geboren“:

Dich *wahren Gott* ich finde
in *meinem Fleisch und Blut*,
darum ich fest mich binde
an dich, mein höchstes Gut.